

*Eva Züchner*

*Der verschwundene  
Journalist*

*Eine deutsche Geschichte*

## INHALT

Abschied von einem Bild

*Einleitung* 9

Start in Meißen

*Rebell und Nazischüler* 13

Volontariat in Dresden

*Operette, »Entartete« Kunst, Clowns und  
Lokales beim Dresdner Anzeiger* 21

Sprung nach Berlin

*Reichspresseschüler und Hörspielautor* 32

Reporter beim *12 Uhr Blatt*

*Filmkritik, Filmpolitik, Clowns und Vermischtes* 47

Kariereknick

*Reichsschrifttumskammer. Kurzgeschichte.  
Gruppenreise nach Tripolis. Gastspiel bei der HJ* 66

Aufstieg beim *Angriff*

*Schriftleiter für die Ressorts Film, Varieté,  
KdF und Kriegspropaganda* 78

Krieg

*Ordonnanz im Offizierskasino. Fernmelder in Köln.  
Die Kollegen Kriegsberichter* 93

## Auslandspropaganda für Goebbels

*Büro Schwarz van Berk. Reisen nach Polen und Paris* 101

## Die andere Welt

*Liebe im Krieg.*

*Erzählerpreis der Zeitschrift die neue linie* 114

## Innenansicht des Büros Schwarz van Berk

*Zuwachs im Büro. Experte für den Secret Service,  
die Luftwaffe und Marine.*

*Ghostwriter für U-Boot-Kapitän Werner Hartmann* 131

## Mitarbeiter der Wochenzeitung *Das Reich*

*Beiträge über die Aufrüstung der USA, über Moskau,  
den U-Boot-Krieg und die Heimatfront in Köln* 148

## Sondereinsatz in Paris

*Der schlechte Ruf der Kriegsberichter. Propaganda  
im besetzten Frankreich. Der gutgelaunte Sonderführer* 159

## Privat in Berlin

*Ein schlechtgelauntes Kind* 166

## »Auf der Höhe der Kriegsführung«

*Rassepolitik und U-Boot-Krieg.*

*Propaganda im freien Fall* 170

## Filmgeschichten

*Tensor bei der Reichsfilmdramaturgie.*

*Hommage an Hilde Krahl* 180

## Das Leben geht weiter

*Koautor des letzten Propagandafilms* 197

Bomben auf Berlin

*Ausgebombt. Tragikomisches im*

*Büro Schwarz van Berk. Refugium Kleinmachnow 211*

Kriegssonderstrafrechtsverordnung

*Erich Ohser alias e.o.plauen 222*

Kriegsende

*Kolberg. Kriegsbericht in Forst an der Oder und*

*für den Stab Dönitz. The Other World bei Klaus Mehnert  
in Shanghai 231*

Nachkrieg

*Vermutungen und Tatsachen 242*

Lauf der Dinge

*Journalisten und eine Witwe im Nachkrieg 254*

Fragen an ein Bild

*Letzter Versuch 261*

*Dank 264*

*Abkürzungen 267*

*Auswahlbibliographie Gerhart Weise 269*

*Quellen und Literatur 274*

*Bildnachweis 282*

*Personenregister 283*

## ABSCHIED VON EINEM BILD

### *Einleitung*

»Das Gute an der Geschichte ist, daß sie eigentlich keinen Schluß hat.« Das hast du 1937 in einer deiner munteren Reportagen geschrieben, da warst du vierundzwanzig Jahre alt. Du hattest keine Ahnung, welch lebenslängliche Bürde es sein kann, wenn eine Geschichte keinen Schluss hat – eine Geschichte wie deine. Für dich hatte sie natürlich einen Schluss, und zwar einen unausdenkbar schrecklichen, wie ich annehme, aber in den Träumen deiner Frau, meiner Mutter, bist du immer wieder, noch nach Jahrzehnten, zurückgekommen als ein Lebender, und ich selbst, deine Tochter, versuche nun, deiner Geschichte endlich einen Schluss zu geben, indem ich sie aufschreibe.

Der Augenblick deines Verschwindens, wie meine Mutter ihn mir erzählte, hat sich in mein Gedächtnis gebrannt wie eine düstere Filmszene. Es ist der 21. September 1945, ein Freitag, vier Monate nach Kriegsende. Wir drei – Vater, Mutter, Kind – leben in Kleinmachnow bei Berlin, Im Walde 3, im Einfamilienhaus mit Garten. An diesem Abend klingelt es um elf Uhr. Du öffnest die Haustür. Die schwarze Nacht wird vom Vollmond in ein kaltes Licht getaucht, du siehst zwei Männer in schwarzen Ledermänteln auf den Treppenstufen. Auf der Straße vor dem Gartenzaun steht ihr Auto, eine schwarze Limousine. Sie sind von der sowjetischen Geheimpolizei GPU. Sie wollen dich zum Verhör abholen und danach wieder nach Hause bringen. Sprechen sie deutsch mit dir? Du hast Angst und bittest sie, einen Moment

zu warten, gehst die Treppe hinauf in mein Kinderzimmer, wo ich längst schlafe, hebst mich aus dem Bett, drückst mich an dich und sagst zu mir: Ich komme bald wieder. Ich war damals drei, deine Frau achtundzwanzig, du selbst zweiunddreißig Jahre alt. Seit vier Jahren wart ihr verheiratet. Du wirst deine Papiere eingesteckt und den Staubmantel angezogen haben. Hast du deinen Hut aufgesetzt? Deine Frau hat dich noch zum Gartentor begleitet. Ihr habt euch ein letztes Mal umarmt. Dann bist du mit den beiden Männern ins Auto gestiegen, sie sind mit dir weggefahren, und Eva, deine Frau, hat nie vergessen, dass in dieser Nacht, in der du für immer verschwunden bist, Vollmond war.

Was für ein Mensch bist du gewesen? Für meine Mutter, die dich liebte, warst du ein leiser, introvertierter Intellektueller, ein freundlicher Mann, ein zärtlicher Vater. Nie seist du Parteimitglied gewesen, Feuilletons habest du geschrieben, im Krieg dann Nachrichten für das Ausland erfunden und ein Buch über irgendeinen U-Boot-Kapitän verfasst. Dein sehnlichster Wunsch sei es gewesen, Schriftsteller zu werden.

In deinem wohlformulierten Heiratsantrag vom April 1941 an deinen zukünftigen Schwiegervater, den sehr verehrten Herrn Oberstudienrat, lässt du eine gewisse vornehme Distanz zum Nationalsozialismus durchblicken: »Verzeihen Sie bitte die etwas brüsk geratene Form dieses brieflichen Überfalls mit der Erwägung, daß aus ihr weniger der unbewußte Widerschein einer in letzter Zeit üblich gewordenen politischen und menschlichen Methodik sprechen soll als die Außergewöhnlichkeit der Tatsache, daß ein Einzelner sich vor der Aufgabe sieht, so einen Brief zu schreiben.«

Kurz nach deiner Heirat mit Eva im August 1941 hat dich ihre Schwester Elisabeth als befremdlich und unzugänglich erlebt: Da habet ihr alle, sie selbst, deine Frau Eva, deine Schwiegereltern, zusammengesessen und geplaudert, und dann seist du erst nach-

träglich – man habe schon auf dich gewartet – ins Wohnzimmer gekommen, habest dich stumm auf ein Sofa gesetzt, dein Notizbuch gezückt und geschrieben. Kein Wort habest du gesagt.

Dein Kollege Hans H. Henne hat dich in Briefen an seine Frau aus dem Jahr 1944 einen politischen Zyniker genannt und als unsympathischen, kalten Gangster beschrieben, »der aber sehr intelligent ist und Manieren hat«.

Noch zwiespältiger ist das Zeugnis, das dir, dem knapp Zwei- undzwanzigjährigen, nach Beendigung des obligatorischen Lehrgangs der Reichspreseschule dein Lehrer Hans Schwarz van Berk im Jahr 1935 ausgestellt hat: »Unter den Teilnehmern des zweiten Kursus sind Sie durch ausserordentlich beachtliche Leistungen aufgefallen, aber diesen Leistungen stehen so viele persönliche Mängel gegenüber [...]. Es ist die Frage, ob Sie sich selbst in die Hand bekommen und den geistigen Fähigkeiten die nötige charakterliche Härte zuordnen können.«

Aus diesen Splittern habe ich ein Bild geformt, das mir gefiel, von einem Vater, auf den ich stolz war. Du warst für mich ein begabter Journalist, ein schillernder Charakter und geheimnisvoller Eigenbrötler. Die Nazis waren dir zu ordinär, um ihnen angehören zu wollen, und hättest du überlebt, wärest du nach 1945 ein berühmter Schriftsteller geworden.

Erst 2002, mit sechzig Jahren, habe ich begonnen, ernsthaft deine Biographie zu erforschen. Viele Fragen, die sich aus meinen Recherchen ergaben, konnte ich niemandem mehr stellen. Es war zu spät: Deine Frau war vierundachtzigjährig gestorben; auch deine Freunde und Kollegen lebten nicht mehr. Ich werde dein Leben so erzählen müssen, wie es sich mir durch eine Vielzahl von Akten und sonstigen Dokumenten staatlicher und privater Archive nach und nach erschlossen – und verschlossen – hat. Denn die Quellenlage ist nun einmal so, dass du im willkürlichen Wechsel in den Materialien auftauchst und in ihren Lücken verschwindest. Auch deshalb habe ich mein Buch über dich *Der*

*verschundene Journalist* genannt. Es wird die Rede sein von einem Mann, der mit meinem Entwurf eines Vaters keine Ähnlichkeit mehr hat: von dem überzeugten Nazi, der du warst, von deiner regimetreuen Arbeit für Zeitungen wie *Dresdner Anzeiger*, *Das 12 Uhr Blatt*, *Die HJ*, *Der Angriff*, *Das Reich* und für das Goebbels unterstellte geheime Propaganda-Büro Schwarz van Berk, für die Reichsfilm dramaturgie, für die Ufa und den letzten Propagandafilm des Dritten Reiches. Es wird zu sprechen sein von dem Schriftsteller, der du werden wolltest, von Angst und Verrat und dem grausamen Ende einer Freundschaft. Wenn ich dich den »verschundenen Journalisten« nenne, dann auch als Metapher für ein verschundenes berufliches Ethos. Als du 1933 angefangen hast, für die Presse zu schreiben, warst du mit der neuen Weltanschauung offenbar schon so verwachsen, dass du den Unterschied zwischen einem freien Journalisten und einem gehorsamen Diener der Diktatur gar nicht mehr bemerkt hast.

Während meiner Recherchen habe ich an dir, dem imaginären Vater, auch dann noch festgehalten, als ich es längst hätte besser wissen müssen. Was du getan und geschrieben hast, habe ich zurechtgebogen, bis das Resultat zu meinem Bild von dir passte. Mehr noch als die Erkenntnis, dass du ein Nazi warst, erschreckt mich der Gedanke an meine fehlgeleitete Wahrnehmung. Die Vorstellung eines solchen Vaters muss für mich so unerträglich gewesen sein, dass ich sie radikal ausgeblendet habe. Aber auch jetzt, beim genauen Hinsehen, finde ich in den Papierbergen der Archive den wirklichen Menschen nicht. Antworten sind unvollständig, Schlussfolgerungen vielleicht irreführend, Spuren laufen ins Leere. Dein Bild zerfällt in Fragmente und verschwindet in ihnen.

Dieses Buch ist ein Abschied von dem Vater, der du für mich warst, und die Suche nach dem Menschen, der du gewesen sein könntest.

## START IN MEISSEN

### *Rebell und Nazischüler*

Als Gerhart Weise am 15. Juni 1913, einem Sonntag, in Dresden geboren und drei Monate später in der Dresdner Apostelkirche evangelisch-lutherisch getauft wird, können seine Eltern nicht ahnen, dass ihre bürgerliche Welt bald aus den Fugen geraten wird. Seit einem Jahr sind sie verheiratet: Bruno Weise, Lehrer von Beruf, Jahrgang 1883, und Margarethe Hoffmann, Jahrgang 1891, Tochter eines Schuldirektors. Dass sie ihren Sohn auf den Namen Gerhart mit »t« taufen lassen, hat anscheinend keine familiären Gründe; jedenfalls taucht dieser Vorname im »Ahnen-Paß. Amtlich beglaubigte Urkundensammlung über die Abstammung« des späteren Journalisten nicht auf. Mir gefällt der Gedanke, dass die Namensgebung ein Zeichen der Verehrung für Gerhart Hauptmann gewesen sein könnte, der 1912 für seine sozialrevolutionären Dramen den Nobelpreis bekommen hat. Gerhart hat seinen Vater – 1914 eingezogen, 1917 »im Felde vermißt«, 1918 für tot erklärt – ebenso wenig kennengelernt wie ich den meinen.

Gleich nach Kriegsende zieht Margarethe, die achtundzwanzigjährige Witwe, mit ihrem kleinen Sohn in das nahegelegene Meissen; sie bekommt eine Anstellung als Bezirkspflegerin, er wird im Herbst 1919 eingeschult. Gerhart ist natürlich zu jung, um sich unter Krieg, Tod und Versailler Vertrag etwas Konkretes vorstellen zu können, aber alt genug, um sich den unaufhörlichen Hunger, die ungeheizten Zimmer, die häufige Abwesenheit der berufstätigen Mutter als eine Zeit der äußeren und inneren Kälte einzuprägen.

1924 wechselt er von der Meißener Volksschule auf das Realgymnasium, wo er jedoch nur drei Schuljahre bleibt. Seine Mutter, so scheint es, will aus ihrem Sohn »etwas Besseres« machen, denn es gelingt ihr, ihn 1927 in der traditionsreichen Fürstenschule St. Afra unterzubringen, die zwei Jahre später ihr vierhundertjähriges Jubiläum feiern wird. Erstaunlich, dass Margarethe es geschafft hat, ihrem Gerhart eine, wie ich annehme, Freistelle in diesem elitären humanistischen Internat zu erkämpfen, in dem die Söhne adliger und großbürgerlicher Familien erzogen werden. Vielleicht hat ihr der Status einer Kriegerwitwe, ihre Anstellung bei der Stadt Meißen und die Tatsache, dass sie im Aufnahmeantrag ihren Mann, den Lehrer, zum »Schuldirektor« befördert hat, dabei geholfen.

Gerhart besteht die strenge Aufnahmeprüfung, bleibt aber nur bis 1929, um anschließend wieder aufs Realgymnasium zu wechseln. Warum? Dazu konsultiere ich die Festschrift *Die Fürsten- und Landesschule St. Afra* aus demselben Jahr. Wegen schlechter Zensuren? Vielleicht: »Uns ist es besonders schmerzlich, wenn Afraner, die für unsere Gemeinschaft in Gesinnung und Haltung besonders geeignet sind, wegen mangelhafter Leistungen uns verlassen müssen.« Oder fehlt ihm damals schon die »nötige charakterliche Härte«? Möglich: »Nicht für jeden ist St. Afra der Boden, wo er wachsen und sich entfalten kann. Der Knabe und Jüngling muß hier auf manches verzichten, was ihm auf anderen Schulen gegönnt ist. Wer sich nicht einzufügen versteht, dem ist Verpflanzung in ein anderes Land anzuraten.« Oder weil er »dem afranischen Geiste« schadet, indem er mit nationalsozialistischen Parolen um sich wirft? Eher nicht: »Ich bin überzeugt, daß ein Junge mit undeutscher Gesinnung sich in unserem Alumnate nicht halten könnte.« Die Schülerbücherei zählt 1929 einschlägig Ideologisches zu ihren Neuerwerbungen. Neben Hans Grimms Roman *Volk ohne Raum* werden im *Boten von St. Afra* auch Autoren wie Houston Stewart Chamberlain, Hanns Johst und Will Vesper genannt.

Jahre später wird der ehemalige Afraner in einem Zeitungsartikel den wahren Grund für seinen Rausschmiss aufdecken. Recht amüsant und biographisch wohl einigermaßen stimmig erzählt er dort von seiner Flucht aus dem Internat, die sich sogar auf den 3. oder 4. Oktober 1929 datieren lässt, denn im Leipziger Hauptbahnhof angelangt, kauft er sich eine Zeitung mit der Schlagzeile »Stresemann gestorben«. Der Sechzehnjährige will als blinder Passagier nach Amerika: »Ein Satz von der Kaimauer, nachts, an dem Tau hoch, in die Luke, hinter einen nahrhaften Stapel Apfelsinenkisten – das war die Straße in die Welt. Zu Indianern, Tellerwäschern, [...] Millionären, Kulis und Piraten.« Aber letztlich ergeht es dem jungen Abenteurer nur wenig besser als den von Ringelnetz bedichteten Hamburger Ameisen, die nach Australien wollen, aber nur bis Altona kommen. Zwar schafft der Schwarzfahrer immerhin die Strecke Meißen-Dresden-Leipzig-Stendal-Hamburg, doch da – Achtung: Kalauer – »verzichtete Weise auf den letzten Teil der Reise«, denn im »Dresdener Polizeipräsidium hämmerten die Morseapparate meinen Steckbrief [...]. Der Steckbrief war vor mir in Hamburg.« Darum also ist der Sekundaner von der Fürstenschule geflogen! Dort hat er sich anscheinend gefühlt wie ein Häftling im Knast: »Auch im Sommer ist es in unseren Internatsstuben dunkel gewesen. Dicke Kastanien standen vor den Fenstern. Wir wurden im Schulpark bewacht. Wir wurden in den Stuben bewacht.« Für »den griechischen Aorist« hat er nichts übrig, aber immerhin verdankt er »den Gelehrten die zur Virtuosität gesteigerte Begabung, ein Buch heimlich auf den Knien zu lesen, das prall von Tramps, Bremsern und Blizzards, von Millionenjachten und Verhungernden, von Verbrecherschiffen und von den Dünsten der Frisco-Kneipen strotzte«. Diese Jack-London-Welt bleibt für Gerhart unerreichbar, und nach seiner Relegation wird er zum zweiten Mal ins Realgymnasium verfrachtet. Doch wieder reißt er aus, selbst wenn er »seither brav und gesetzspflichtig mit gelochten Fahrkarten über die Kilo-

meter gekommen« ist. »Das hat wenig zu sagen ...« So ist es: Der Gymnasiast flüchtet aus dem bürgerlich-humanistischen Mief in das Abenteuer der nationalsozialistischen »Bewegung«, denn dort dreht sich für ihn die Welt.

Gerhart Weise ist noch keine siebzehn, als er für den Nationalsozialismus entflammt. Am 1. Mai 1930 wird der Obersekundaner am Realgymnasium Meißen Mitglied des NS-Schülerbundes. Im Jahr zuvor als reichsweite Organisation gegründet, ist der noch relativ neue NS-Schülerbund »feiner« und elitärer als die bereits seit 1926 existierende Hitler-Jugend, denn er ist ausschließlich Gymnasiasten der Oberstufe vorbehalten: einer der propagandistischen Tricks, um die »Bewegung« in der Mittel- und Oberschicht salonfähig zu machen. Im Hause Weise hat der Trick offenbar nicht funktioniert: Gerharts Abschied vom NS-Schülerbund, in dem er »aktiv mitgearbeitet hat«, erfolgt im Januar 1932 »auf Grund elterlichen [sic!] Zwanges«, so der Wortlaut einer Bescheinigung, die ein »Führer des NS-Schülerbundes Meißen« ausgestellt hat. Hier gestatte ich mir die durch keinerlei Faktenwissen gestützte Überlegung, dass die Witwe Margarethe eine aufrechte Sozialdemokratin gewesen sein könnte. Denn zweifellos ist es ein mutiges Unterfangen, ihren nach einem sozialrevolutionären Dramatiker benannten Sohn den Meißener Nazis zu entziehen.

Gerhart dilettiert bereits als Journalist und schreibt, wie Jahre später in seiner Personalakte vermerkt, für den *Freiheitskampf*, die »Amtliche Tageszeitung der N. S. D. A. P. Gau Sachsen«. Hierbei handelt es sich nicht etwa um ein nachrangiges Provinzblättchen, sondern um eine der auflagenstärksten Zeitungen Dresdens. Ihr Herausgeber, Gauleiter Martin Mutschmann, wird 1933 mit seiner Ernennung zum Reichsstatthalter und zwei Jahre später zum Ministerpräsidenten Sachsens mächtigster Politiker. Eine Durchsicht der Jahrgänge 1930 bis 1933 des *Freiheitskampfes* hat keinen mit dem Namen oder den Initialen des Gymnasiasten



gezeichneten Artikel zu Tage gefördert, so dass ich nicht weiß, ob er seine ersten veröffentlichten Texte tatsächlich in dem dumpfen, geradezu pöbelhaften antisemitischen Jargon dieses »Kampfbatts« geschrieben hat. Aber ich vermute, dass dem jungen Gerhart ein Artikel wie »Die rote Polizeiverwaltung von Meißen im Dienste des jüdischen Großkapitals« vom 13. Oktober 1930 oder gar der Vorfall selbst nicht entgangen sein kann: NSDAP-Ortsgruppenleiter Zitzmann, zugleich Inhaber der Deutschen Buchhandlung in Meißen, hat in seinen beiden Schaufenstern und oberhalb der Ladentür einige »Beklebungen« angebracht, die im *Freiheitskampf* genüsslich zitiert werden. Beispiel: »Warum duldest Du, daß Deine Frau beim Juden einkauft?« Zielscheibe der Injurien ist die Meißener Filiale des Kaufhauses Tietz. Noch existiert allerdings die Weimarer Republik, die in Gestalt eines stellvertretenden Polizeidezernenten und SPD-Mitglieds namens Frick reagiert, die Entfernung der Schilder anordnet und, da ergebnislos, nach vier Tagen von einem Angestellten des Rathauses unter Polizeischutz entfernen lässt. Weil Herr Frick nichts gegen »die kommunistischen Horden« unternimmt, aber »den jüdischen Großkapitalisten Tietz zu schützen« weiß, wird ihm in sein SPD-»Parteistambuch« die Drohung geschrieben: »Balde, balde ruhest auch du – aber im kommenden Deutschland ohne Pension.«

Hat der inzwischen Siebzehnjährige auch so gedacht? Hat er sich mit seiner Mutter über den Vorfall gestritten? Was fasziniert ihn so sehr am »kommenden Deutschland«? Ein weiterer, »Die ›Nazischüler‹« betitelter Artikel eines ungenannten Mitglieds des NS-Schülerbundes Dresden, der am 15. Oktober 1930 im *Freiheitskampf* veröffentlicht wird, lässt das Selbstbild des Obersekundaners erahnen. Ein junger Revolutionär zerbricht die Ketten der Sklaverei, in die das deutsche Volk durch die Schmach von Versailles geraten ist, und tritt an zum Kampf gegen ein marodes und korruptes Erfüllungssystem: »Man will

den Schüler mit der spießhaften Phrase: »Politik gehört nicht in die Schule« besänftigen. Hat man im Youngplan nicht auch die junge Generation, ja sogar deren Nachkommen noch, versklavt? Und wir Schüler sollen uns so versklaven lassen? Nein! Kampf diesem System, das uns verkauft hat! [...] Man wollte den Nationalsozialistischen Schülerbund in Sachsen verbieten – aber es ging nicht. So mußte man ihn offiziell genehmigen. Die Herren Lehrer und Rektoren [...] wissen nicht, daß die Mehrzahl der Schüler nationalsozialistisch denkt. Wenn man uns noch so unterdrücken will, der Nationalsozialismus bricht sich Bahn!«

In der Tat sieht der Youngplan derart aberwitzige Reparationszahlungen vor, dass seine Annahme durch den Reichstag im März 1930 durchaus zu Gerharts Mitgliedschaft im NS-Schülerbund beigetragen haben könnte. Auch der romantische Reiz, einer illegalen, staatlich verfolgten Gruppierung anzugehören, wird eine Rolle gespielt haben: Nach dem Verbot des NS-Schülerbundes im sächsischen Annaberg wird am 22. September 1930 im *Freiheitskampf* zur Solidarität mit den Kameraden aufgerufen, »die aus Idealismus für Deutschlands soziale und nationale Befreiung kämpfen«. Ganz gewiss nicht will der Gymnasiast zu jenen »Jämmerlingen« und »Feiglingen« gehören, »die sich ducken unter der Sklavenpeitsche«, wie es in einem Aufruf der Hitler-Jugend heißt, den er am 29. September 1930 im *Freiheitskampf* gelesen haben wird. Auch der biographische Hintergrund für diese Heldenallüren – und kein wirklicher Held hört auf seine Mutter! – will bedacht sein: Nach einer unruhigen, vaterlosen Kindheit muss ihm der Führer der neuen »Bewegung« als ein strahlender, machtvoller Ersatzvater erschienen sein, der ihn beschützt, sein Selbstvertrauen stärkt und ihn stets wissen lässt, was zu tun ist. Ein 1931 aufgenommenes Foto zeigt den nun Achtzehnjährigen, einen langbeinigen, schlaksigen jungen Mann mit weichen Gesichtszügen, der ernst, suchend vielleicht, über die Kamera hinwegblickt.

Auf dem Realgymnasium bleibt Gerhart »bis einschließlich



Der Achtzehnjährige im Sommer 1931

Oberprima«. So steht es in seinen späteren Bewerbungsunterlagen. Die Wortwahl schlängelt sich an dem Faktum vorbei, dass er das Gymnasium kurz vor dem Abitur verlassen hat. Zu gern wüsste ich, was seine Mutter zu diesem »Abstieg« gesagt haben mag: von der vornehmen Fürstenschule St. Afra zum staatlichen Realgymnasium, und dann noch nicht mal Abitur! Was ihn dazu bewogen hat, weiß ich von meiner Mutter: Er will zur Zeitung. Und zwar sofort.

Am 30. Januar 1933 sitzt der Oberprimaner allerdings noch auf der Schulbank in Meißen. Dass er sich über die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler freut, setze ich ebenso voraus wie seine Genugtuung über den Wahlsieg der NSDAP am 5. März. Als eine Woche später Joseph Goebbels zum Chef des neu geschaffenen Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda ernannt wird, deutet nichts darauf hin, dass der Schulabbrecher sieben Jahre später im unmittelbaren Umkreis des Ministers arbeiten wird.